

Jörg Kastner

## **Im Schatten von Notre-Dame**

Band 3: Luzifers Krone

Historischer Roman

nach den Aufzeichnungen des Armand Sauveur de Sablé



*Victor Hugo und Walter Scott gewidmet – den Meistern.  
Und meiner Frau Corinna – zum Dank für  
Guernsey und Paris.*

*Wozu braucht ihr Priester,  
wenn ihr Künstler unter euch habt?*

Victor Hugo

*Victor Hugo muss sehr zornig mit Gott gewesen sein,  
als er »Notre-Dame de Paris« geschrieben hat.*

Charles Laughton

*Wer Sünde tut, der stammt vom Teufel; denn der Teufel sündigt von Anfang an.*

1. Johannes 3.8

## Vorbemerkung

Liebe Leserin, lieber Leser,

willkommen im Schatten von Notre-Dame, jener mächtigen Kathedrale mitten in Paris, die Sie vielleicht schon einmal selbst staunend besichtigt haben, die Sie aber gewiss aus dem Roman von Victor Hugo oder einer der zahlreichen Hugo-Dramatisierungen kennen. Im späten Mittelalter, jener Zeit, in der Hugos Roman spielt, war Notre-Dame de Paris für die Menschen nicht nur ein Ehrfurcht gebietendes Bauwerk – für die größtenteils des Lesens unkundigen Menschen war die Kathedrale eine in Stein gehauene Verkörperung der Heiligen Schrift. Der geeignete Schauplatz also für eine Geschichte voller Hoffnungen, Wünsche, Ängste, Zweifel und Leidenschaften, wie Hugo sie erzählt hat – und wie sie auch hier erzählt wird. Nicht nur die Kathedrale hat mein Roman mit dem von Victor Hugo gemeinsam, sondern auch etliche der auftretenden Personen. Der bucklige Glöckner Quasimodo, die schöne Tänzerin Esmeralda, der verschlagene Dom Frollo und viele andere mehr erleben auch hier ihre Abenteuer.

In meinem Roman lesen Sie die »Geschichte hinter der Geschichte«, erzählt von dem mittellosen Kopisten Armand Sauveur, der voller Hoffnungen nach Paris kommt und schon gleich zu Beginn Bekanntschaft mit dem »Geistmönch« macht, von dem schon Hugo berichtet. Der französische Dichturfürst verschwieg aber, was es mit dem geheimnisvollen Mönch auf sich hat. Gemeinsam mit Armand Sauveur werden Sie dem Geheimnis auf den Grund gehen, mannigfache Abenteuer bestehen und viele erstaunliche Entdeckungen machen in den engen, dunklen Gassen des alten Paris – im Schatten von Notre-Dame.

Ich wünsche Ihnen gute, spannende Unterhaltung bei Ihrer Reise ins späte Mittelalter!

Herzliche Grüße

Jörg Kastner

## **Was davor geschah in Band 2**

### **Der Bund der Neun**

Paris im Jahr 1483. Das Rätsel von Notre-Dame hält den jungen Kopisten Armand Sauveur in Atem. Welche Absichten verfolgt der geheimnisvolle Dom Claude Frollo, Herr über die Kathedrale im Herzen der Stadt? Was haben der bucklige Glöckner Quasimodo und die schöne Tänzerin la Esmeralda damit zu tun? Grauensvolle Morde geschehen, und Armand selbst gerät unter Mordverdacht. Auf seiner Suche nach der Wahrheit entdeckt er einen unterirdischen Geheimgang. Er kommt einer mysteriösen Vereinigung von Männern auf die Spur, die sich wie Tempelritter kleiden – dem Bund der Neun.

## **Kapitel 1:**

### **Regen, Rauch und Ratten**

»Wenn das Ergebnis eurer Arbeit so beeindruckend ist wie Euer Eifer, werde ich sehr zufrieden sein.« Düster stand Dom Claude Frollo in der offenen Tür meiner Zelle. In dem Sturm, der über den Dächern von Paris tobte und die Türme von Notre-Dame mit unablässigem Pfeifen und Brausen umtoste, wehte sein schwarzer Rock. Mir schien es wie der Flügelschlag eines Unglücksbringers, eines riesigen Raben. Aus den tiefen Augenhöhlen erfasste mich ein funkelnder Blick, der mich an die Smaragdaugen des maskierten Großmeisters gemahnte.

Ich hatte den Archidiakon nicht kommen hören. Vor Schreck schlug ich nun Gringoires Kometenbuch zu. Mich damit zu beschäftigen war zwar meine Aufgabe, doch tat ich es an diesem Tag aus anderen Gründen. Frollo sollte nicht sehen, welche Stelle ich aufgeschlagen hatte. Bei dem am Abend zuvor erlauschten Gespräch hatte Jacques Charmolue den Mann erwähnt, den der Komet von 1465 in den Wahnsinn getrieben haben sollte. Danach suchte ich. Frollo zog die Tür hinter sich zu und trat näher. Regentropfen glitzerten auf dem kahlen Schädel, andere hatten sich in dem windzerzausten dünnen Kranz ergrauter Haare verfangen. Er musste sich eine ganze Weile draußen auf dem Turm aufgehalten haben. Vor meiner Zelle? Um mich zu belauschen, zu beobachten? Hegte er einen Verdacht gegen mich? Ahnte, wusste er, wen er und seine Gefolgsleute gestern vergeblich gejagt hatten? Mein Blick huschte zum Bettkasten, in dem ich meine seltsamen Fundstücke verwahrte: Avrillots Holzfigur, die Zeichnung des Italieners und die Spange des toten Templers, der fast mein Mörder geworden wäre.

Als ich Frollos Hand auf meiner Schulter spürte, erschauerte ich, und ein widerwilliges Zucken lief durch meinen Leib. Oder war es ein Frösteln? Obwohl das Feuer im Kamin knackte und prasselte, fror ich, seit der Archidiakon die Zelle betreten hatte, als sei er der Sturm, der Regen und die Kälte

Dom Claude sah besorgt auf mich herab. »Ihr scheint ein wenig überreizt, mein Bester. Auch wenn mich Euer Eifer stolz und froh macht, solltet Ihr Eure Nase nicht nur in die Bücher stecken. Ihr seid schließlich kein Mönch. Geht einmal hinaus, streift durch die Gassen von Paris, genießt das Leben!«

War sein Antlitz wirklich noch von Besorgnis erfüllt? Oder war es eher ein prüfender Blick? Wusste er, dass ich erst gestern getan hatte, was er mir nun riet? Wenn auch nicht, um mich zu amüsieren.

»Gewiss, Ihr habt wohl recht, Monseigneur«, stammelte ich.

»Die Kometen mögen ein großes Geheimnis bergen, mögen so alt sein wie die Welt selbst, sind vielleicht aus demselben Stoff geformt, aber sie sind nicht alles. Ihr solltet Euch nicht zu sehr zu Herzen nehmen, was Gringoire über ihre unheilvolle Wirkung zusammengetragen hat, Monsieur Sauveur.«

»Wie meint Ihr das?«

»Vielleicht bringen die Kometen Unheil, folgte der Schwarze Tod von sechsundsechzig nicht zufällig dem Jahr des Kometen, aber auch ohne sie geschieht genug Schlimmes. Habt Ihr nicht gehört, dass schon wieder drei Morde geschehen sind, in unmittelbarer Nähe von Notre-Dame? Aber wie solltet Ihr auch, wenn Ihr mit den Kometen beschäftigt seid.«

»Hat der Schnitter wieder zugeschlagen?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Die Polizei kennt den Täter nicht, wie üblich. Doch hat der Mörder seinen Opfern diesmal nicht die Kehle durchgeschnitten, und auch von Spielkarten hörte ich nichts. Man sagt, die drei angesehenen Herren wurden am Ufer niedergestochen, zwischen der Kathedrale und dem Hôtel-Dieu. Weiß der Himmel, was sie dort suchten.«

Dieser Heuchler! Er wusste doch am besten, dass sie nur das gefunden hatten, was sie mir hatten bringen wollen: den Tod. Am liebsten hätte ich es ihm ins Gesicht geschrien. Aber ich bezwang mich und dachte mir, dass es vielleicht genau das war, was Frolo wollte. Wenn er den Lauscher nicht erkannt, mich aber im Verdacht hatte, war dies die Prüfung, die ich bestehen musste.

»Wer waren die Toten?«, fragte ich in einem Tonfall, der nicht mehr als übliche Neugier verriet.

»Ihr dürftet sie kaum kennen. Maître Denier, einer der vier vereidigten Universitätsbuchhändler, der Schreiber am Châtelet, Charles Mouron, und schließlich Maître Overt, der Oblat bei den Zölestinern war.«

»Wie der tote Maître Avrillot«, entfuhr es mir.

Frolo nickte und fragte: »Glaubt Ihr an einen Zusammenhang, Monsieur Sauveur?«

»Ich weiß nicht, es fiel mir nur auf.« Ich wollte ihm keine genauere Antwort geben, weil ich in eine Falle zu tappen fürchtete. »Fragt das lieber Leutnant Falcone.«

»Er weiß es auch nicht. Ich traf ihn eben auf dem Vorplatz, und er berichtete mir von den schrecklichen Morden.«

»Die sind vielleicht ein Grund, Euren Rat, durch die Gassen zu streifen, nicht zu befolgen, Dom Claude.«

»Auch die Mauern von Notre-Dame schützen nicht vor einem gewaltsamen Ende. Denkt nur an den armen Odon!«

Mit dieser Warnung verließ mich Frollo, und ich fragte mich, ob ich seine Worte als mehr, als Drohung, aufzufassen hatte. Und warum hatte er die tödlichen Pfeile nicht erwähnt und die Templerkuttен? Vielleicht hatten die anderen Weißkuttен, und Frollo mit ihnen, diese Spuren beseitigt. Ich legte ein paar Holzscheite nach, aber die Kälte wollte so wenig aus meinen Gliedern weichen wie das Zittern, das ich beim Blättern im Kometenbuch an meinen Händen bemerkte. Dort, das war die Stelle, die ich aufgeschlagen hatte, als Frollo so unvermittelt eintrat. Ich begann zu lesen:

*Nicht arm an Ereignissen war das Jahr des Herrn 1465. Der Graf von Charolais, später Karl der Kühne genannt, schloss ein Bündnis mit abtrünnigen Prinzen, das sich frevlerisch die Liga des Öffentlichen Wohls nannte. Unter diesem heuchlerischen Banner zog man gegen unseren guten König Ludwig, der auf dem Feld der Tränen, nahe Montlhéry, wacker ihrem Ansturm standhielt und mit Gottes Hilfe die Mauern von Paris verteidigte. Es gelang ihm sogar, siebenhundert Fässer Mehl für die hungernden Bürger der Stadt durch die Reihen der Belagerer zu bringen. All dies, so wird gesagt, habe der König nur durch Gottes Macht vollbringen können, deren leuchtendes Zeichen als Komet über die Himmel fuhr.*

*Wenn nun aber der Komet ein Glücksbote war, muss der von ihm in den Wahnsinn getriebene Mann vom Bösen besessen gewesen sein. Und was der Wahnsinnige äußerte, bekräftigt diese Schlussfolgerung. Der Unglückliche war ein Mann Gottes, ein Geistlicher, einst Beichtvater hoher Herren und Primus von Saint-Benoît-le-Bétourné. Dann aber hatte er den rechten Pfad verlassen und war jener Irrlehre gefolgt, deren Anhänger man Albigenser oder auch Katharer nennt. Das allein zeigt schon seinen Wahnsinn.*

*Nun aber, da der Komet erschien, warf jener Geistliche mit wilden Beschimpfungen um sich, die in Verdächtigungen gipfelten, führende Herren der Kirche, der Stadtoberen und sogar aus des Königs Umgebung hätten sich. verschworen, die Welt in ewige Finsternis zu stürzen. Um seinen wirren Reden Einhalt zu gebieten und das Volk vor den gefährlichen, aufrührerischen Gedanken zu schützen, ergriff man den Irren und sperrte ihn ins tiefste Verlies. Heute ist von dem Mann nicht mehr geblieben als der Name: Guillaume de Villon.*

Erneut schlug ich das Buch mit großer Heftigkeit zu, als könnte ich so die wirbelnden Gedanken aus meinem Kopf vertreiben, sie in das Papier bannen, dem sie entströmt waren. Nur zu gut erinnerte ich mich an meinen ersten Besuch bei der Dicken Margot, als Falcone und die Wirtin mir von dem Dichter Villon, dem angeblichen König der Muschelbrüder, berichtet hatten. Was, zur Hölle, hatte sein Vater in dieser Kometengeschichte verloren?



Während sich Fragen auf Fragen türmten, entsann ich mich des erhebenden Gefühls, das ich gestern bei der Verfolgung Claude Frollos verspürt hatte. Endlich hatte ich etwas unternommen, um das Gespinst aus Geheimnissen zu durchdringen. Auch wenn es mich beinahe – dafür aber im wahrsten Sinne des Wortes – den Kopf gekostet hätte, hatte ich mich doch auf dem rechten Weg gefühlt. Ich hatte nicht wie ein in die Enge getriebenes Tier in meiner Zelle gehockt, hatte mich nicht verhalten wie der kleine Armand im Kloster von Sablé, der vergeblich auf seinen Vater wartete. Ich hatte wie ein Mann gehandelt und wollte es wieder tun. Sobald ich diesen Entschluss gefasst hatte, spürte ich mein Blut in Wallung geraten, und es bedurfte nicht des Kaminfeuers, die Kälte aus meinen Knochen zu vertreiben.

Ich öffnete das lose Brett des Bettgestells und betrachtete die drei Gegenstände, die mit der undurchsichtigen Geschichte in Verbindung standen. Doch weder die hölzerne Schlangenskulptur noch die Zeichnung des Italieners oder die Templerspange wollte mir die Erleuchtung bringen, mir einen Hinweis für mein weiteres Vorgehen geben. Ich konnte mich allein auf meinen Verstand verlassen. Darüber hinaus besaß ich nur einen Dolch, den ich inzwischen geschärft hatte, und eine nicht übermäßig, aber ausreichend gefüllte Geldkatze.

Wie ein Blitzschlag durchfuhr es mich, und ich kramte die Börse hervor, schalt mich einen Riesen von einem Narren, dass ich nicht schon eher darauf gekommen war. Ich war nicht zufällig nach Notre-Dame geraten. Nicht bloßes Schicksal hatte mich in das Netz aus Mord, Verrat und Geheimnis geworfen. Ich sah mich wieder an der Seine stehen, mit leerem Magen und verlorenem Mut, dann von den Bettlern bedrängt. Und ich hörte die Worte des Geistermönchs, der die Geldkatze vor meine Füße warf: *Geht morgen in den Justizpalast. Die hohen Herren werden dort sein, um dem Mysterienspiel im Großen Saal beizuwohnen. Fragt nach Dom Claude Frollo, dem Archidiakon von Notre-Dame. Er sucht einen zuverlässigen Kopisten. Stellt Euch geschickt an, und Euer täglich Brot ist Euch sicher, Armand Sauveur!*

Der Mönch hatte mich hergesandt. Aus welchem Grund, galt es herauszufinden. Denn damit hatte alles seinen Anfang genommen. Und ich wollte es herausfinden, wollte nicht noch einmal versagen wie bei der Suche nach meinem Vater, nach meiner Herkunft, nach mir selbst!

Keine Stunde später stand ich im Schatten des Justizpalastes und sah auf die Seine, auf die Wechslerbrücke und auf die sich jenseits der Doppelbrücke erhebenden verwinkelten Gemäuer des Grand-Châtelet. Sturmwind peitschte den Fluss, und nur die kräftigsten, wagemutigsten Fährmänner stakten ihre Lastkähne durch das wogende Wasser. Einige hatten kleinere Boote mit Ruderern vorgespannt, um nicht abgetrieben zu werden. Die Brücke war wie leergefegt. Wer sich bei diesem Wetter hinauswagte, den mussten sehr dringende Geschäfte treiben. So wie mich.

Ich gab mir einen Ruck und betrat die Brücke. Nicht die rechte, eigentliche Wechslerbrücke mit den prächtigen Häusern der bedeutenden Geldwechsler und Geldverleiher, die in zwei dichten Reihen den sanften Bogen der Überführung säumten. Ich ging auf den linken Steg, der geradewegs über den Fluss führte und die bischöflichen Getreidemühlen beherbergte. Der Volksmund sprach von der Müllerbrücke. Auch jetzt wurden die großen Mühlräder unterhalb der Brücke vom Flusswasser angetrieben, und die von den hölzernen Schaufeln hochgeschleuderte Gischt vermischte sich mit dem Regen. Binnen weniger Augenblicke war ich durchnässt. Lästiger aber war die schwere, drückende Luft, die nach feuchtem Getreide und Mehl roch und die Atemwege verklebte.

Die krumme Hütte des Pfandleihers stand in der Mitte der Brücke, eingezwängt zwischen einem steinernen Müllerhaus und einem hölzernen Speicher, die das kleine Gebäude mit den bröckelnden Mauern zu verschlingen drohten. Nur der Herr im Himmel und der Bischof von Paris mochten wissen, was den Pfandleiher ausgerechnet hierher verschlagen hatte. Das schmale Fenster, das nahezu blind auf die Brücke schaute, war mit einer löchrigen Ölleinwand bespannt, und ich sah kein Licht dahinter. Dennoch ließ die Tür sich einfach aufdrücken, begleitet vom hektischen Gebimmel eines Bronzeglöckchens.

Dämmerlicht und muffiger Geruch umfingen mich, und ich konnte mich kaum bewegen. Staubbedeckte Kleiderstapel türmten sich neben stockfleckigen Truhen und mit Spinnweben bedeckten Gegenständen jeder nur vorstellbaren Art: lederne Gürteltaschen und hölzerne Kürbisflaschen, Bierschalen und Suppenteller, Heugabeln und Getreidesicheln, sogar eine Drehleier und eine tragbare Orgel.

Eine rußige Öllampe in der Hand kam der graubärtige Alte, den ich von meinem ersten Besuch her kannte, eine enge Stiege herunter; in seine müden, rotgeäderten Augen sprang ein geschäftiger Funke. »Ein scheußliches Wetter heute, also wirklich, Monsieur Messire. Müssen wichtige Geschäfte sein, die Euch zum armen alten Ebrard führen. Bei dem Sauwetter haben wohl meine reichen Kollegen drüben auf der hübschen Wechslerbrücke alle ihre Läden geschlossen, was?«

»Ich wollte zu Euch, nicht zu ihnen, deswegen.«

Er nahm mir die Geldkatze aus der Hand und betrachtete sie eingehend im trüben Licht seiner Funzel. »Hübsch, eine sehr hübsche Arbeit, von zarter Frauenhand bestickt, wie? Aber macht Euch nicht zu große Hoffnung, viel kann ich dafür nicht geben. Wer zahlt schon viel Geld, um sein Geld aufzubewahren?« Sein meckerndes Lachen erstarb, und er befühlte meine Börse genauer. »Aber Euer Geldsack ist ja gut gefüllt! Was wollt Ihr ihn dann versetzen, Messire?«

»Das will ich nicht.«

»Sondern?«

»Eine Auskunft.«

Misstrauen und Enttäuschung zeichneten die runzligen, fleckigen Züge.

»Ich werde sie Euch mit blanker Münze vergelten, Monsieur Ebrard.«

Das Antlitz des Pfandleihers hellte sich wieder ein wenig auf. »Was möchtet Ihr wissen?«

»Erinnert Ihr Euch an mich oder an die Geldkatze?«

Er schüttelte das graue Haupt, auf dem eine speckige Wollmütze verfilztes graues Haar bedeckte.

»Vor ein paar Wochen war ich bei Euch und habe die Geldkatze versetzt, weil mein Magen knurrte wie eine ganze Schar wütender Hofhunde.«

»Und dann habt Ihr Euer teures Andenken wieder ausgelöst.«

»Eben nicht! Ich erhielt es von jemand anderem zurück und möchte wissen, wer derjenige war.«

Ebrards Gesicht gefror, zeigte wieder Misstrauen und Angst. Das heftige Flackern des Lichts ging auf das Zittern seiner Hände zurück. Ich befürchtete schon, er würde die Öllampe fallen lassen. Hastig, als sei sie ein heißes Stück Kohle, gab er mir die Geldkatze zurück.

»Ich weiß nichts davon, rein gar nichts«, schnappte er. »Wie sollte ich mich erinnern, wer hier was auslöst? So viele Kunden kommen zu mir, tagein, tagaus.« Er sprach zu schnell und zu bestimmt, um glaubhaft zu klingen. Sein Blick huschte aufgeregt hin und her, als befürchte er versteckte Lauscher – oder Schlimmeres.

»Wie man sieht«, sagte ich spöttisch und warf einen demonstrativen Blick auf die verstaubten Sachen. »Aber vielleicht war der Mann, der die Geldkatze ausgelöst hat, ein besonders erinnerungswürdiger Kunde.«

»Wie meint Ihr das?«

»War es vielleicht der Geistermönch?«

»Der Geister...«

Seine Stimme erstarb, zitternd wie sein ganzer Körper. Fast wäre ihm die Funzel doch aus der Hand gefallen. Obwohl das Öllicht noch brannte, kam mir die Pfandleihe auf einmal noch düsterer vor als bei meinem Eintreten. Und kälter. Wie ich es bei Frollos Besuch in meiner Zelle empfunden hatte. Jetzt ging die Kälte von Ebrard aus. Kälte, Angst – Todesangst. Und Ablehnung.

»Geht!«, stieß er mit bebender Stimme aus und schob mich zur Tür. »Geht und kehrt nie mehr wieder! Ich kann Eure Fragen nicht beantworten. Ich weiß nichts, gar nichts! Wie soll ich

mich auch erinnern, wer in meinen Laden kommt? Gerade zum Dreikönigsfest gibt's in Paris mehr Fremde als Bürger. Nun geht doch!«

Mit sanfter Gewalt schob er mich nach draußen in den Regen und schlug sogleich die Tür zu. Ich hörte das Schaben des eilig vorgeschobenen Riegels. Die Tür war fest verschlossen, was mich betraf, für immer.

Ich stemmte mich gegen den Sturm und wankte zurück zur Cité-Insel. Der Wind hatte an Heftigkeit zugenommen, und die stampfenden Mühlräder unter der Brücke schleuderten noch mehr Wasser auf als zuvor, bespritzten mich damit wie zum Hohn. Ich glaubte, schattenhafte Gestalten hinter mir zu bemerken, sah aber nichts, als ich mich umdrehte. Es waren wohl sturmgepeitschte Regenschwaden gewesen. Wer war auch so dumm, sich bei diesem Unwetter auf der Müllerbrücke herumzutreiben? Nur ich!

In einer Weinschenke am Brückenkopf vertrieb ein Becher würzigen Glühweins mein Frösteln, erhitze meinen Leib und mein Blut. Ich empörte mich über diesen schäbigen Pfandleiher, der mich nicht nur hinausgeworfen, sondern mich auch angelogen hatte. *Er* hatte vom Dreikönigstag gesprochen, nicht ich. Wie konnte er wissen, *wann* ich ihm die Geldkatze gebracht hatte, wenn er sich dessen gar nicht entsann? Mehr noch, nach seinen Worten wusste er auch, dass er die Börse zum Dreikönigstag wieder herausgegeben hatte. Und wenn er sich daran erinnerte, dann wusste er auch, an wen!

Vom Wein beflügelt, stürzte ich zurück auf die Brücke und war fest entschlossen, nicht eher Ruhe zu geben, als bis Ebrard mir die Wahrheit sagte. Und wenn ich die verriegelte Tür aufbrechen musste!

Aber das brauchte ich nicht. Die Tür war angelehnt. Als ich sie aufstieß, sah ich, dass mir jemand zuvorgekommen war. Der Riegel war aus der morschen Halterung gebrochen und lag auf dem Boden. Ich erinnerte mich der Schatten, die ich beim Verlassen der Pfandleihe flüchtig wahrgenommen hatte. Was ich jetzt sah, bestätigte meinen schlimmen Verdacht.

Ebrard hatte Besuch von fünf Männern und befand sich in einer höchst unerquicklichen Lage. Ein wahrer Bär von einem Mann hatte die Arme um ihn geschlungen und Ebrards Leib nach hinten gekrümmt, als wolle er dem Pfandleiher das Rückgrat brechen. Die Ölfunzel stand auf dem hölzernen Ladentisch und beleuchtete die gespenstische Szene. Deutlich sah ich die vier anderen Männer mit harten, entschlossenen Gesichtern. Zwei hielten lange Dolche in Händen, einer einen Degen, der vierte eine Axt.

»Ich weiß nicht, wer er war, und ich habe ihm nichts verraten«, stöhnte Ebrard mit schmerzverzerrtem Gesicht. Schweißperlen sprenkelten seine furchige Stirn.